Aus der katholischen Welt

Von Friedrich Ritter von Lama.

Der 12. Januar brachte eine neue Ueberraschung, eine neue große Enzyklika, ein Rundschreiben an den ganzen christlichen Erdkreis über die christliche Jugenderziehung. Es ist ein Dokument von gewaltigem Umfang; denn es umfaßt bei dem Riesenformat des päpstlichen Blattes, des „Osservatore Romano" 16 Spalten. Man darf sagen, daß wir hier gewissermaßen das Gebetbuch der Kirche über die Jugenderziehung vor uns haben. Der Hl. Vater sagt zuerst, weshalb er heute dieses wichtige Problem behandle und er bemerkt, er wolle dem katholischen Volke damit ein Andenken an sein goldenes Priesterjubiläum hinterlassen. Dann werden Wesen und Vorzug der christlichen Erziehung behandelt. Es wird eingehend erörtert, wem die Erziehungspflicht obliegt, nämlich der Kirche, sodann der Familie selbst, also den Eltern, deren Rechte zu schützen Sache des Staates ist. Dabei wird in einem besonderen Kapitel die Beziehung zwischen Kirche und Staat und die Notwendigkeit und der Vorteil beiderseitigen Einvernehmens behandelt. Nun geht der Papst auf das Erziehungssubjekt, auf das Kind selbst über und legt die Falschheit des pädagogischen Naturalismus dar, um dann auch Stellung zur sogenannten Koedukation, der gemeinsamen Erziehung von Knaben und Mädchen zu nehmen, die natürlich abgelehnt wird. Es folgt ein Abschnitt über die Umwelt, in der die Erziehung erfolgt, also über die christliche Familie, die Kirche und ihre Erziehungswerke und über die Schule selbst, der dann überleitet zum Kapitel: „Die katholische Aktion für die Schule." Ein weiteres Kapitel befaßt sich mit dem Lehrer, mit den Gefahren für die Jugend und mit dem Ziele der christlichen Erziehung. Den Abschluß bilden die Abschnitte über „das wahre christliche Vorbild des Staatsbürgers", über Jesus, das Vorbild und den Meister der Erziehung, die Kirche, die beste Mutter. — Das Rundschreiben ist datiert vom Sylvestertage 1929.

Kardinal Pacelli hat letzten Sonntag von seiner Titel-Kirche Besitz ergriffen. Die Ratgeber des römischen Bischofs, also des Papstes, waren ursprünglich die römischen Pfarrer, die römischen „Presbyter" (Priester). In gewissem Sinne sind sie es heute noch; denn es werden siebzig der alten römischen Kirchen an die jeweils ernannten Kardinäle als Pfarrer-Titel verliehen. Sie üben die Seelsorge an ihnen nicht selbst aus, da ja weit über die Hälfte der Kardinäle weilt auf der Erde ihren eigenen Diözesen vorstehen und sie leiten. Die Titel-Kirche Kardinal Pacellis, St. Johannes und Paulus, war einst der Palast jener Martyrer, nach denen die vom Senator Pammachius durch Umbau ihres Hauses entstandene Kirche sich heute noch benennt. Klemens XIV. hat sie dem Stifter des Passionistenordens, dem hl. Paul vom Kreuze, als Ordenskirche angewiesen und Pius IX. hat diesem dort auch eine schöne Grabkapelle errichtet, unter deren Altar die Gebeine des Heiligen ruhen. Daher hat auch der General der Passionisten die Begrüßungsansprache an den neuen Titular gehalten.

Der neuernannte Nuntius für Irland, der Franziskaner Erzbischof Robinson hat, nachdem ihn der Hl. Vater in Abschiedsaudienz empfangen, Rom verlassen, um seinen Posten anzutreten. In Dublin sind für seinen Empfang bereits große Vorbereitungen getroffen.

Die Riten-Kongregation befaßte sich in der ersten Sitzung des neuen Jahres u. a. mit der Seligsprechung der französischen Journalisten Ph. Brau und C. Feron Brau und der für die Seligsprechung notwendigen Prüfung der Schriften zweier maronitischer Mönche und einer maronitischen Ordensfrau (Rifqa Ar. Rayes von Himlaya-Bikfaia).

Die mehr und mehr kirchenfeindliche Richtung, die die jugoslavische Regierungspolitik in letzter Zeit einschlägt, haben bereits zu einem scharfen Einspruch der katholischen Bischöfe sowie des Nuntius geführt, ohne daß sich jedoch eine Wirkung gezeigt hätte. Es muß, wenn die Dinge so weiter gehen, damit gerechnet werden, daß der Vertreter des Papstes Belgrad verläßt.

Aus der afrikanischen Negerrupublik Liberia kommt die Meldung, daß jetzt zum erstenmal eine katholische Prozession mit dem Sanktissimum durch die Straßen der Hauptstadt Monrovia zog; bisher war dies verboten.

Aus Syrien verlautet, daß die Bevölkerung eines ganzen Dorfes, bestehend aus 130 Familien, die bisher der sogenannten Orthodoxie angehörten, zur katholischen Mutterkirche zurückgekehrt sind. Die Anfänge dieser Bewegung reichen noch in die Vorkriegszeit zurück. Zwölf ehemals schismatische Dörfer sind bis heute ganz wieder katholisch geworden; sie gehören der griechisch-melchitischen Gottesdienstform (Ritus) an.

Erzbischof Perez von Verapoly in Indien, der sich gegenwärtig in Rom aufhält, berichtet, daß in seiner Diözese viele Städte sind, deren Bevölkerung seit Jahren um die Taufe bittet. Es fehlt aber an Priestern. Ein ganzes Dorf wiederholte seine Bitte fünf Jahre lang, bis endlich ein Priester frei wurde, den Unterricht übernehmen und die Taufe spenden konnte. Eingeborene Priester ist der Schrei der Missionen. Ein Fünftel der Bevölkerung des Staates Travancore ist heute katholisch; die Stadt Ernakulam, Sitz des Erzbischofs, ist bereits zur Hälfte katholisch.

Speyer begeht 1930 die Neunjahrhunderfeier der Grundsteinlegung zu seinem herrlichen Kaiserdom, in dem Weihnachten 1146 der hl. Bernhard seine Kreuzzugspredigt hielt. Das von den Franzosen einst zerstörte wundertätige Marienbild, eine Statue, wird wieder erstehen. Nach vorhandenen Bildern läßt der Hl. Vater das Bild neu anfertigen, um es, von ihm geweiht, dem Dom zum Geschenk zu machen.

Die Ernennung des französischen Generals Weygand zum Generalstabschef der französischen Armee hat die französische Linkspresse rein aus dem Häuschen gebracht; denn Weygand war nicht nur die rechte Hand Fochs und der eigentliche Sieger über Ludendorf, sondern er war es auch, der den Bolschewismus vor den Toren Warschaus zum Rückzug zwang, und er ist — ein Katholik, der aus seiner Ueberzeugung kein Hehl macht, und seine Ernennung wird in der ganzen französischen Oeffentlichkeit als ein weiteres Zeichen für einen Witterungsumschlag in den höchsten Regionen gedeutet.

Die Ungarn feiern in diesem Jahre die Tausendjahrfeier des hl. Emmerich. Er war der Sohn des National-Heiligen, des hl. Königs Stephan, und wird, wie dieser, von seinen Landsleuten hoch verehrt. Die Feierlichkeiten, zu denen die Ungarn auch das katholische Ausland erwarten, erstrecken sich über mehrere Monate und erreichen ihren Höhepunkt in einem eucharistischen Kongreß am Gedächtnistage, dem 20. August.

Fortsetzung der Gottesdienstordnung.

Höningen.

Sonntag, den 26. Januar 1930.

½8 Uhr Frühmesse mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion der Frauen. 10 Uhr Hochamt für die verstorbenen Mitglieder des Kriegervereins Höningen-Widdeshoven. ½3 Uhr Christenlehre und Weihnachtsandacht.

Wochentags.

Montag: Sechswochenamt für Peter Rommerskirchen.
Dienstag: Jahrgedächtnis für Matthias Wirtz.
Mittwoch: Jahrgedächtnis für Anton Hintzen und Katharina Wolf.
Donnerstag: Hl. Messe für Johann Velten und Elisabeth Leyens.
Freitag: Jahrgedächtnis für Frau Hamacher geb. Loosen.
Samstag: Jahrgedächtnis für Wienand Reis und Anna Maria Könen.
Sonntag, den 2. Februar, gemeinschaftliche hl. Kommunion der Schulkinder.

Rommerskirchen.

Sonntag, den 26. Januar 1930.

7 Uhr Frühmesse. 8.15 Uhr Zwischenmesse. 9.30 Uhr Hochamt. 2.30 Uhr Christenlehre und monatliche Bruderschaftsandacht zu Ehren Jesus, Maria und Joseph.

Wochentags.

Montag: 7 Uhr Jahrgedächtnis für Heinrich Schmitz. 7.45 Uhr Seelenamt für Margarete Kirschbaum geb. Eiser.
Dienstag: 7 Uhr drittes Wochenamt für Anna Kurten geb. Nußbaum. 7.45 Uhr Seelenamt für Eheleute Gottfried Zündorf und Katharina Hambloch.
Mittwoch: 7 Uhr hl. Messe im Kloster. 7.45 Uhr Seelenamt für Maria Margarete Schmitz geb. Könen.
Donnerstag: 7 Uhr gestiftetes Segensamt. 7.45 Uhr Seelenamt für Eheleute Philipp Könen und Gertrud Küsters.
Freitag: 7 Uhr Jahrgedächtnis für Adam Hurtz. 7.45 Uhr viertes Wochenamt für Martin Dubbel und verstorbene Anverwandte.
Samstag: 7 Uhr gestiftetes Mutter-Gottes-Amt. 7.45 Uhr Seelenamt für Eheleute Joseph Malzkorn und Katharina Flock.

Am nächsten Sonntag wird das Fest Mariä Lichtmeß gefeiert. Nach der Frühmesse ist gemeinschaftliche hl. Kommunion des Männerapostolates nach der Zwischenmesse Kinderkommunion. Vor dem Hochamte um 9.15 Uhr findet die Kerzenweihe statt.

Vereinsnachrichten.

Sonntag, den 26. Januar, abends 5 Uhr veranstaltet die Jünglingskongregation im Saale Schotten ihre jährliche theatralische Abendunterhaltung, zu welcher die Pfarrangehörigen freundlichst eingeladen sind.

Katholische Kirchenzeitung

für die Gilbach I.

Nummer 4 — 26. Januar 1930 — 4. Jahrgang

Nachdruck verboten.

Gottesdienst-Ordnung.

Altrath.

Sonntag, den 26. Januar 1930.

Männer-Kommunion zu Ehren des hl. Sebastianus.

½8 Uhr Frühmesse mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion der Frauen- und Müttervereins und der älteren Schulkinder. ½10 Uhr Hochamt. ½3 Uhr Christenlehre und Herz-Jesu-Andacht. ½5 Uhr Andacht des Frauen- und Müttervereins mit Predigt.

Nächsten Sonntag ist gemeinschaftliche hl. Kommunion der jüngeren Schulkinder und Männerkommunion zu Ehren des göttl. Herzens Jesu.

Nächsten Sonntag, am Feste Mariä Lichtmeß, ist vor dem Hochamt Kerzenweihe.

Das kath. Arbeiterverein veranstaltet am nächsten Sonntag einen Lichtbilderabend über das Hl. Land, unter Leitung des Herrn Religionslehrers Wilms aus Köln. Zu dieser Feier sind alle kath. Familien herzlich eingeladen.

Wochentags.

Montag: Seelenamt für Kathr. Kremer geb. Hilgers.
Dienstag: Seelenamt für Magdalena Langen geb. Krüppel.
Mittwoch: Seelenamt für Theodor Kaiser und verstorbene Kinder.
Donnerstag: Seelenamt für Magdalena Gundert geb. Espers.
Freitag: Seelenamt für Werner Schloßmacher und Gertr. Effertz nebst verstorbene Kinder.
Samstag: Hochamt zu Ehren der Muttergottes.

Barrenstein.

Sonntag, den 26. Januar 1930.

Samstag ist von 4.30 Uhr ein Franziskaner im Beichtstuhl.

7.30 Uhr Frühmesse mit gem. hl. Kommunion der St. Sebastianusbruderschaft. 9.30 Uhr Hochamt für die lebenden und verstorbenen Mitglieder der St. Sebastianusbruderschaft.

In allen hl. Messen Kollekte für die Heidenmissionen, ebenso in der Andacht.

2.30 Uhr Missionsandacht. 7 Uhr Generalversammlung der St. Sebastianusbruderschaft.

Am heutigen Sonntag holen wir den vorgeschriebenen Missionstag nach, der am Patrozinium ausgefallen ist. Die Unterstützung der Heidenmissionen ist die Pflicht eines jeden Christen und für einen glaubensfreudigen und eifrigen Katholiken eine selbstverständliche Pflicht, der er mit einer gewissen Begeisterung nachkommt. Er hat ja die Sache Christi zu seiner Sache gemacht und Jesu letzter Wille war der Missionsauftrag an seine Getreuen. Schauen wir heute einmal auf die Feinde der Religion: mit welchem Eifer kämpfen sie für ihre Idee. Sie scheuen kein persönliches Opfer, wenn es gilt, einen Katholiken zum Abfall zu bringen. Sozialisten, Kommunisten, Freidenker, hundert verschiedene Sekten entfalten in unserem Vaterlande eine unheimliche Werbearbeit, die einen, um den letzten Rest des Christentums aus dem modernen Leben und Staat zu vertilgen, die anderen, um ihre Irrlehren zu verbreiten. Sowohl der moderne Unglaube als auch die Sekten scheuen ferner kein Opfer für die von Ihnen vertretene Sache. Es ist beschämend für uns, wenn wir hören, welche Geldmittel der Sozialismus aufwendet, um die Jugend von Kind an zu gewinnen. Sie verstehen es ausgezeichnet, die öffentlichen Mittel nach Möglichkeit in ihren Dienst zu stellen, aber es gibt auch genug Privatwohltäter unter ihnen. Sollte das nicht jeden Katholiken anspornen, für die Ausbreitung des Reiches Gottes auch gern ein Opfer zu bringen. Das Geld, das in die Missionen geht, ist für die eigene Gemeinde gewiß nicht verloren. Es bringt den Segen Gottes hundertfältig. Auch hier gilt: Mit welchem Maße ihr messet, wird auch euch gemessen werden.

Wochentags.

Montag 7.30 Uhr Seelenamt für Moritz Ohmen.
Dienstag wird um 7 Uhr die hl. Kommunion ausgeteilt und fällt die hl. Messe aus, da ich in Oekoven die hl. Messe lese.
Mittwoch 7.30 Uhr Hochamt zu Ehren der Muttergottes (Familie Ecken).
Donnerstag 7.30 Uhr Hochamt in besonderer Meinung.
Freitag 7.30 Uhr (Holzweiler).
Samstag 7.30 Uhr Seelenamt für Elisabeth Ohmen geb. Rütten und deren Tochter Gertrud.

Am nächsten Sonntag ist gem. hl. Kommunion der Schulkinder.

Druckfehlerteufel oder Schreibfehlerteufel?

Das sind zwei gefährliche hinterlistige Gesellen. Das vorige mal haben die mir einen Streich gespielt. Nicht nur, daß sie meinen guten treuen Küster Hilgers umgetauft haben und dazu den hochwürdigen Herrn Bezirkspräses Graafen aus Büchen. Sie haben auch einen Satz so verdreht, daß kein Verstand mehr darin war. Es muß da heißen: „Das waren schon mehr masurische Sümpfe. Trotzdem ist es ein idealer Platz, weil er der Kirche gehört". Nächstens werde ich diese schwarzen Gesellen wegen Urkundenfälschung belangen. Der Herr Setzer wird allerdings ins Stillen denken: Schreib nächstens deutlicher, dann kommt das nicht mehr vor und schiebe nicht Alles auf Andere. Auch gut! Da wir aber einmal bei der Jugendkraft sind, sei noch ein Wort gestattet. Manche Eltern verwechseln einen Jünglingsverein mit der Kleinkinderbewahrschule und glauben, wenn der Junge im Verein sei, müsse er nun mit einem Schlage ein Heiliger sein und brauchten sie selbst sich nicht mehr um denselben zu kümmern. Wenn der Herr Sohn dann über die Drähte geht, wird der Präses dafür verantwortlich gemacht. Sie vergessen daß nur gemeinsame Erziehungsarbeit von Eltern und Seelsorger zum Ziele führen kann und daß dem Präses keine Zwangsmittel zur Verfügung stehen. Das ist anders als weiland beim preußischen Militär. Man braucht kein eingefleischter Militarist zu sein und kann doch der Meinung sein, daß die Kaserne trotz mancher Schattenseiten für die jungen Männer eine vortreffliche Erziehungsschule gewesen ist. Da klafft heute eine Lücke und die kann durch keinen Fußballklub oder Turnverein ausgefüllt werden, sondern nur durch eine feste Hand des Vaters und durch den erzieherischen Einfluß der christlichen Familie. Daran aber fehlt es. Das kam mir am letzten Sonntag wieder bei der Andacht zum Bewußtsein. Auf drei Uhr war ein Fußballwettspiel angesetzt. Schon vor zwei Uhr waren fast alle Jünglinge auf der Straße im eifrigen Gespräche. Ich fürchtete schon, die Kapelle werde sie nicht alle fassen. Aber auch nicht ein einziger davon war in der Andacht. Die haben ihre Andacht in der Wirtschaft und auf der Straße gehalten. Den elf Spielern will ich das zugute halten, da sie sich umkleiden mußten. Aber selbst von ihnen hätten bei festem Willen alle in der Kirche sein können. Doch wir wollen den Bogen nicht überspannen. Warum aber die andern während der Andacht draußen umherlungerten, statt in die Kirche hineinzukommen, ist mir unerklärlich. Die Andacht ist 2.45 Uhr zu Ende und in einer Viertelstunde kann man doch wohl von der Kapelle bis zum Sportplatz kommen. Die Feinde unseres Jünglingsvereins — deren gibt es leider auch — sagen bei solcher Gelegenheit: Da kann man sehen, daß der Verein keinen Zweck hat. Er lockt die Burschen nur auf den Sportplatz und bringt sie auch nicht in die Kirche. Ich aber sage: Da sieht man, woran es fehlt. Nicht an der Arbeit des Vereins. Er nimmt Rücksicht auf den Gottesdienst. Unser Spielausschuß hat als Spielzeiten festgesetzt: 11 Uhr und 3 Uhr. Das soll doch wohl heißen: Erst kommt die Sorge für die Seele durch den Besuch des Gottesdienstes, danach ist dann Zeit zum Spiel. Ja noch mehr: In den Versammlungen werden die Mitglieder immer wieder auf ihre religiösen Pflichten hingewiesen. Woran es fehlt, ist die Mitarbeit der Eltern. Sie helfen nicht mit und überlassen Alles dem Geistlichen und Lehrer. Was kann es helfen, wenn in der Woche oder auch Sonntags eine glänzende Jugendvereinsversammlung ist und dann nach Schluß derselben die Mitglieder gegen 10 Uhr noch die Wirtschaft besuchen oder noch bis nach Mitternacht dunkle Wege gehen. Soll der Präses vielleicht jeden Einzelnen nach Hause bringen? Oder haben die Eltern nicht die Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Jugendlichen zeitig daheim sind. Statt dessen legen viele Eltern den Kindern den Hausschlüssel hinter die Fensterladen und legen sich selbst mit der größten Seelenruhe zu Bett und der Jugendliche schleicht sich dann zu mitternächtlicher Stunde wie ein Spitzbube ins Haus. Da ist alle Jugendpflege nutlos! Soll ich vielleicht vor der Andacht die Burschen wie eine Herde Schafe in die Kirche treiben oder ist das nicht Sache der Eltern?

So, das wäre mal für heute genug über dieses Kapitel. Nächstens mehr. Ich reiße dem Druckfehlerteufel den Schwanz restlos aus, wenn er ein Wort ausläßt. Das muß mal gesagt werden, ob es gefällt oder nicht.

(Fortsetzung der Gottesdienstordnung Seite 8.)

Verantwortlich für die erste Seite das zuständige Pfarramt, für den übrigen Inhalt Kaplan Marx, Köln.

Fünf Minuten Christenlehre

Gottes Allmacht und ihre „Grenzen"

Wenn wir von Gott sprechen wollen, so sind wir gezwungen, mit unseren Gedanken das unfaßbare Wesen Gottes gleichsam in Teile zu zerlegen und mit unseren unzureichenden menschlichen Maßstäben an den Unendlichen heranzutreten. Alles also, was wir von Gott sagen, ist notwendigerweise unzureichend. Und solange wir nicht von Angesicht zu Angesicht schauen, sondern nur „wie im Spiegel", können wir auch nur vergleichsweise von ihm reden. So ist auch das schöne Wort des hl. Hieronymus gemeint: „Gott ist ganz Auge, weil er alles sieht; er ist ganz Hand, weil er alles wirkt; er ist ganz Fuß, weil er überall zugegen ist."

Von seiner Allwissenheit und Allgegenwart sprachen wir; diesmal möge seine Allmacht unsere Seele durchschauern. Ja, durchschauern; denn nie wird der kleine Mensch so von der Größe Gottes ergriffen als vor den Werken der göttlichen Allmacht und bei dem Gedanken, daß Gott alles durch sein „Wort", das heißt durch einen bloßen Akt seines Willens geschaffen hat. Als vor Jahren unser jetziger Heiliger Vater nach unsäglichen Mühen den gewaltigen Monte Rosa erstiegen hatte, erzählte er nachher: „Wir fühlten uns gegenüber einer uns neuen, ehrfurchtgebietenden Offenbarung der Allmacht und Majestät Gottes."

Der Glaube an Gottes Allmacht ist die erste Wahrheit, die wir im apostolischen Glaubensbekenntnis bezeugen: „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater". Von Gottes Allmacht erzählt uns das allererste Blatt der Bibel: „Gott sprach: es werde Licht! Und es ward Licht" (1. Mos. 1, 3). Und in demselben ersten Buch Mosis (17,1) spricht Gott zu Abraham: „Ich bin der allmächtige Gott". Der Glaube an Gottes Allmacht bildet die Grundlage für viele Lehren unserer christlichen Religion: daß Gott die Welt erschaffen hat, das könnten wir nicht glauben, wüßten wir nicht, daß er allmächtig ist; daß im allerheiligsten Altarssakrament Jesus wahrhaft zugegen ist, das glauben wir, weil wir an die Allmacht dessen glauben, der es uns gesagt hat; daß der Erlöser von den Toten auferstanden ist, daß wir selbst einst auferstehen werden, das glauben wir dem, der es durch sein allmächtiges Wort uns verbürgt.

Vor der Größe dieser Allmacht wird uns unsere Kleinheit und Ohnmacht bewußt. Die Geschöpfe des Allmächtigen führen eine zermalmende Sprache. „Wo warst du, als ich der Erde Gründe legte?" so ruft Gott durch sie uns zu. „Wer hat ihre Maße gesetzt und wer hat die Schnur über sie gezogen? Worauf sind ihre Fußgestelle befestigt, und wer hat ihren Eckstein eingesenkt, da mich die Morgensterne allzumal lobten, und alle Kinder Gottes jauchzten? Wer verschloß mit Toren das Meer, als ich ihm die Wolken zum Kleide gab und es mit Dunkel einwickelte wie ein Kind in den Windeln? Mit Schranken umgab ich's und setzte ihm Riegel und Tore und sprach: Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter gehen, und hier deine angeschwollenen Wogen zerbrechen." (Job. 38). Vor Gott sind „die Völker, wie ein Tropfen am Eimer" (Is. 40, 15). Nicht minder überwältigend aber als die großen Taten Gottes, die Tausende seiner Gestirne in dem grenzenlosen Himmelsraum, die ihre unausdenkbar grandiosen Bahnen ziehen, oder die majestätischen Berge, von denen wir uns fast erdrückt fühlen, wenn wir staunend vor ihnen stehen, oder die Wasserfälle, die mit ihrem Donner uns fast betäuben — nicht minder überwältigend sind die Wunder der Allmacht im Kleinen, ein buntbemalter Schmetterlingsflügel, das Vergißmeinnicht am Bache, das Marienkäferchen auf dem Kleeblatt. Deus in minimis maximus, „in den kleinsten Dingen ist Gott am größten", steht über dem Portal des Botanischen Instituts der Universität Marburg geschrieben.

Aber hat nicht die Allmacht Gottes doch ihre Grenzen? Kann er etwa Geschehenes ungeschehen machen? Kann er ein dreieckiges Viereck schaffen? Kann er Sündhaftes tun? Kann er sich selbst vernichten? Das „kann" Gott nicht; aber das wäre ja auch gar kein „Können", keine Vollkommenheit. Das Nichtkönnen ist gar oft nicht eine Schwäche, sondern eine Macht. Wenn wir von einem Kämpfer sagen, er könne nicht überwunden werden, so wollen wir damit gewiß nicht ausdrücken, seine Kraft sei zu klein, sondern sie sei größer als die aller andern. Und eine — menschlich gesprochen — Grenze hat die Allmacht Gottes in seiner Allweisheit. Bei allem, was er wirkt, tut er als das unendlich vollkommene Wesen stets das Zweckmäßigste, das, was am besten zum Ziele führt. Wenn auch der Mensch mit seinem Fünklein Verstand gar manchmal wähnt, er wüßte einen besseren Weg, als ihn die Vorsehung weist, schließlich stellt sich doch immer wieder heraus, daß Gott „alles mit Weisheit gemacht hat" (Ps. 103, 24). Der himmlische Vater läßt sich seine Uhr nicht von den Menschen stellen, aber sie geht immer richtig.

L. W.

Die Brücke zum Westen

In dem Augenblicke, in dem diese Zeilen geschrieben werden, besteht die begründete Hoffnung, daß die Verhandlungen der zweiten Haager Konferenz mit einem für beide Teile erträglichen Ergebnis enden werden. Das ist um so bemerkenswerter, als das Ministerium, welches auf französischer Seite die Verhandlungen führte, einen starken Einschlag rechtsgerichteter Politiker aufweist. Unter anderm gehören ihm auch vier Minister an, welche sich zu einem aktiven Katholizismus bekennen und im Jahre 1928 bei den Verständigungsbesprechungen mit deutschen Katholiken in Paris beteiligt waren.

Kurz vor dem Weltkriege tagte der Eucharistische Kongreß von Lourdes. Rheinische Katholiken waren es, die bei dieser Gelegenheit die Bedeutung des Katholizismus für die Weltverständigung hervorhoben. Sie folgten damit nur den Traditionen, die am Rhein immer lebendig gewesen sind, und trugen der Tatsache Rechnung, daß seit den Tagen Chateaubriands, de Maistres und Louis Veuillots die französischen und die deutschen Katholiken eine gemeinsame Front gegen das Gedankenerbe der Revolution gebildet hatten.

Wie es aber in solchen Fällen meist zu gehen pflegt: Je größer die Freundschaft, desto schmerzlicher und nachhaltiger wirkt jede Enttäuschung. Leute, die nur Nützlichkeitsinteressen haben, finden sich in einem solchen Falle leichter wieder zusammen, als Menschen, die ihre Freundschaft auf das Herz und auf das Gewissen gestellt haben. Das kann man denen entgegenhalten, die uns vorwerfen, daß Sozialisten, Kommunisten, Industrielle und Bankleute sich schneller wieder an einen Tisch gesetzt haben, als die Katholiken. Sie sahen eben mehr das Unrecht, das wirklich oder vermeintlich geschah, als den Schaden, den sie erlitten.

Zum letzten Male rafft sich sein Bewußtsein auf. — Nach Stunden? Nach Minuten? — Er weiß es nicht. Die Hände verkrallen sich im Schnee: „Vater — das Opfer — laß das Opfer nicht vergebens! . . . Vater, rette das andere Leben! — Vater, — in deine Hände . . . . . !

*

Und das war just die Stunde, da oben im Bergdorf die Kirchturmuhr drei Schläge müde über endloses Weiß und durch den heulenden Sturm blecherte.

Im Krankenraume unter der Schneedecke aber war es still und regungslos geblieben. Nur die Oelflamme flackerte im Luftzuge, der von der Dachluke einfiel und ließ huschende Schattenbilder über die Wände gleiten. Immer spitzer war das weiße Gesicht in den Kissen geworden. Mit leiser, eintöniger Stimme hatte die Wartefrau angefangen, die Sterbegebete zu sprechen. Dann, als gedämpft und wie aus weiter Ferne der Klang der Turmuhr durchs Zimmer schlich, hatte sie jäh ihr Gemurmel unterbrochen, hatte aufgehorcht, war wie erschreckend an das Bett getreten und stand nun vorgebeugt, ungläubiges Lauschen auf den Zügen, bis es verstehend in ihren Augen aufleuchtete; denn ruhig und regelmäßig waren die Atemzüge der Kranken geworden. Antoinette schlief sich hinüber in die Genesung.

Die Männer waren inzwischen bis zum Malpas vorgedrungen. Die Unmöglichkeit des Weiterkommens im Schneesturm einsehend, waren sie zurückgekehrt mit besorgten, stillen Gesichtern, machten sich aber am andern Tage, als der Sturm sich gelegt hatte, wieder auf den Weg, ihrem Pfarrer entgegen und kehrten am übernächsten Mittag mit verstörten Mienen heim. Wochenlang stand der Altar verwaist. Stumme Trauer lagerte über dem Dorf. Klang- und freudlos vollzog sich der Einzug des neuen Herrn. Dann, zur Zeit der Schneeschmelze hatten sie ihren toten Pfarrer, unversehrt in eisiger Hülle, gefunden und geborgen.

*

Still stehe ich im darauffolgenden Sommer — es ist just um die Zeit, da der junge Arzt seine Tätigkeit im Dorf beginnt — an der niederen Pyramide ohne Inschrift, die sie aus zusammengelesenen Felsstücken auf dem Grabe errichtet haben. Neben mir steht Antoinette mit dem jüngsten Kinde auf dem Arm. Aus den Fugen zwischen den Steinen weht und schwankt es im Winde grün von feingegliederten Lärchenzweigen, die Antoinette in frischem Schmucke hält. Nötlichblau blüht der Tymian. Groß und brennend aber stehen die dunklen Augen in dem schmalen Gesicht der Aelterin — schauen wie im Seherblick über die Gegenständlichkeit hinweg forschend in unsichtbare Weiten, und gepreßt kommt es aus ihrem Munde: „Ich weiß nicht — Gott verzeih's mir, — immer, wenn ich dem Kreuz in der Kirche Zweige bringe, muß ich's auch hier tun. Ich bring es nicht über's Herz, vorbeizugehen. Wie ein Zurücksetzen wäre es mir sonst. — Das verschwimmt mir. Das rückt mir so nahe zusammen, das dort drüben und das hier. — Gott verzeih's mir, wenn's Sünde ist!" Und ihre Augen stehen in Tränen.

*

„Laßt es gut sein, Frau Antoinette! Dieses hier, dies zu unsern Füßen ist das vergängliche Gleichnis der ewigen Wahrheit dort drinnen. Er starb, weil er wollte, daß Ihr leben solltet! Tragt Ihr nur Eure Zweige und Blüten dorthin und hierhin, wie immer das Herz euch treibt! Dem g l e i c h e n Geiste bringt ihr eure Gabe: S e i n e m Geist, dem einen, dem einzigen, dem unteilbaren und unvergänglichen, dem Geist, der E r i s t und den er uns s a n d t e, damit er auch in uns lebendig werde und seinen großen Frieden allen bringe, die guten Willens sind!"

Die Erbschaft

Von A. Moll.

Im gemütlich durchwärmten Stammlokal sitzt der Rechtsanwalt mit seinen Freunden zusammen. Sie sprechen von diesem und jenem und gefallen sich darin, einander etwas vorzustöhnen über die schlechten Zeiten. Daß eine gute Flasche nur noch mit den höchsten Feiertagen in Verbindung gebracht werden könne, daß das Leben eigentlich nur noch aus Rechnungen und Quittungen bestehe usw.

Jetzt zündet sich der Aelteste, ein von seinen jungen Kollegen etwas an die Seite gedrückter Sanitätsrat, mit Bedacht eine Zigarre an und meint: „Na, der Brausewind wird wohl heute abend nicht kommen. Er ist seit gestern verreist. Seine alte Tante soll im Sterben liegen. Was ich gesagt haben will, der Kerl hat mal Glück! Eine Praxis, um die man ihn beneiden kann, ein feudales Heim — vor ein paar Monaten noch dank er einen Winkergarten an, in einer Zeit, wo unsereins überlegt, ob er sich eine Zigarre leisten kann. — Und dann die reiche Frau! Soll ja was anspruchsvoll sein, wie mir der dicke Merkens sagte. Aber, du lieber Himmel, das Geld ist ja da. Und nun stirbt ihm auch noch so eine alte Erbtante!

*

Unterdes hat der Vielbeneidete seinen Weg unter die Füße, oder besser gesagt, unter die Räder genommen. Sein Auto steuert er selbst, weil er den Chauffeur „daheim", in den engen Verhältnissen nicht brauchen kann. Es ist ein wundervoller Spätherbsttag, aber obwohl die Sonne am Mittag noch warm geschienen, so ist der Abend doch empfindlich kühl.

Dr. Brausewind fährt mit höchster Geschwindigkeit. Erst in den Kurven der Eifelberge stoppt er etwas ab. Die ungelenk geschriebene Karte der alten Margret, des Hausfaktotums seiner Tante, hatte ihm bedeutet, daß es Zeit geworden sei. Den Vormittag über hatte er noch allerhand erledigt, einige sehr wichtige Krankenbesuche gemacht und seinem Kollegen die Sorge um die anderen übertragen.

Nun fuhr der vornehme Wagen in den dämmernden Abend hinein. Still und feierlich stand der Wald. Brausewind hatte das Fenster geöffnet und atmete mit Wonne den würzigen Duft, den der Wind zu ihm hereintrug. Er war ein echtes Kind seiner Berge und liebte aufrichtig seine Heimat. Wie oft hatte man ihn deshalb schon verlacht und verspottet. Aber dann hatte er jedesmal versonnen den Kopf geschüttelt und gesagt: „Es ist Unverstand; wenn jemand die Eifel kennt, muß er sie lieben."

Alljährlich, wenn er mit seiner Frau von der großen Reise zurückkehrte, ging er noch acht Tage zum Nachurlaube in seine Heimat und durchstreifte von dort aus die Wälder. Seine Frau nannte das eine Marotte, ließ ihn aber gewähren, da er sie nicht zwang, mitzugehen.

Früh verwaist, hatte Brausewind im Hause seiner Tante die Jugend verlebt. Ihrem Fleiß und ihrer Sparsamkeit verdankte er sein Studium. Und das hat der reiche, berühmte Mann ihr nie vergessen.

*

Brausewinds Freunde haben sich gerade im Stammlokal niedergelassen und reden über die ihm zufallende Erbschaft. Seine junge, noch schöne und lebenslustige Frau sitzt im Kino und schmollt ein bißchen, daß ihr Mann sie einer alten Tante wegen allein läßt. Da tritt Dr. Brausewind in das weiß getünschte Häuschen, das weit zurück von der Straße in dem kleinen Gäßchen liegt. Die alte Margret, die ihn sehnsüchtig erwartet, führt ihn zitternd in die einfache Kammer, an Bett der Tante.

Winzig klein liegt das pergamentene Gesicht in den Kissen. Fingertief um den zahnlosen Mund die Falten, die die Sorge hineinzeichnete, und die der kommende Tod noch vertieft hat. Das Haar klebt, von Todesschweiß getränkt, glänzend an den eingefallenen Schläfen.

Dr. Brausewind sieht nichts von all dieser Häßlichkeit. Er sieht nur die gütigen, großen Augen, die ihn so dankbar anschauen, und in denen soviel warme Mütterlichkeit liegt. Er ergreift die welken, fieberkranken Hände und streichelt sie leise und zart.

Irgendwo in einer der kleinen, niedrigen Stuben kreischte eine alte Kuckucksuhr. Sonst ist es still in dem einsamen Hause. Nur der Regen, der auf den schönen Sonnenuntergang gefolgt ist, schlägt eintönig gegen die Scheiben, und der Wind spielt draußen mit den letzten Blättern.

Da kommt es leise und wie aus weiter Ferne, mühsam und abgebrochen von den Lippen der Sterbenden: „Han—si!"

Sein Kindername. Das Paradies der Kindheit öffnet ihm noch einmal weit, weit seine Pforten. Der große, starke Mann dort am Bett weint jetzt leise in sich hinein.

*

Nach einigen Wochen sitzt Brausewind wieder bei seinen Freunden in der Glocke. Im Laufe des Gespräches wagt es endlich einer, eine zarte Andeutung über die Erbschaft zu machen. Man sieht die Neugier auf den Gesichtern. Da wird der junge Arzt merkwürdig ernst. Einen Augenblick herrscht betroffenes Schweigen, und dem Sprecher tut es schon leid, seine Frage gestellt zu haben. Endlich blickt Brausewind auf und sagt mit Betonung: „Erbschaft? Mach dir darum keine Sorge! Geerbt habe ich nichts. — Aber viel verloren."

„S' ist doch ein sonderbarer Kauz, unser Doktor," sagt der dicke Merkens, als der Arzt nach Hause gegangen ist, und die andern nicken mit dem Kopf dazu.

Auf französischer und belgischer Seite war man aufs tiefste enttäuscht, daß die deutschen Bischöfe keinen Einspruch erhoben gegen den „Ueberfall" auf Frankreich und Belgien, und in Deutschland konnte man es nicht verstehen, daß ein General Foch und ein General Castelnau wöchentlich oder sogar täglich zur Kommunion gingen und dabei doch die Rheingrenze forderten und den Ruhreinfall mit seinen Härten billigten. Von den wirklichen Beweggründen, die auf beiden Seiten vorliegen, hat man noch immer viel zu wenig Ahnung. Jedenfalls würdigt man sie zu wenig und redet deshalb noch immer aneinander vorbei. Besonders das eine wird nicht genügend bedacht, daß sowohl die deutschen wie die französischen Katholiken in ihrem Lande die Minderheit bilden und in einem harten Kampfe gegen die Mehrheit stehen, deshalb aber auch leichter der Versuchung erliegen, sich durch Ueberbetonung des Patriotismus als national „zuverlässig" zu erweisen. Bei den Franzosen spielt dieser Gesichtspunkt heute noch eine große Rolle, während unsere Sünden nach dieser Richtung hin mehr in der Zeit vor dem Kriege liegen.

Um so erfreulicher ist es, feststellen zu können, daß sich diese Verhältnisse in den beiden letzten Jahren zusehends gebessert haben. Waren es zunächst die ausgesprochen pazifistischen Kreise und die Jugend, die die Fühlung miteinander aufnahmen, so hat die „Pressa" die kulturellen Arbeiter zusammengeführt, und endlich sind auch die Politiker gefolgt. Das deutsche Zentrum machte den Anfang, indem es im August 1928 Paris aufsuchte, und die Franzosen haben die dargebotene Hand angenommen, indem sie diesen Besuch vor Weihnachten 1929 erwiderten. Wenn man es auch noch vorsichtig vermied, aktuelle politische Fragen zu diskutieren, und wenn sich auch nicht feststellen läßt, inwieweit diese Besprechungen auf die Lösung der gegenwärtigen Schwierigkeiten Einfluß geübt haben, so ist doch die Besserung der allgemeinen Atmosphäre unverkennbar. Beide Seiten zeigen den aufrichtigen Willen, das Berechtigte des gegnerischen Standpunktes aufmerksam zu studieren und dann zu sehen, ob es nicht irgend einen dritten Weg gibt, der das sichert, was man selbst verlangen muß, ohne das in Frage zu stellen, was dem anderen recht und billig ist. Es wird noch lange dauern, bis dieses Ziel erreicht ist. Aber auch die französischen Katholiken sind langsam zu der Erkenntnis gekommen, daß es noch andere Menschen in der Welt gibt, vor denen man seinen Standpunkt rechtfertigen muß, als die Chauvinisten im eigenen Volke. Einer ihrer Führer hat es offen ausgesprochen, daß man die Neuordnung der Welt nicht den Geschäftsleuten und den Atheisten überlassen dürfe.

Entsprechend ihrem Programm, konnte auch die letzte Zusammenkunft der Verständigungspolitiker noch keine konkreten Ergebnisse zeitigen. Man wurde sich darüber klar, daß es die erste Aufgabe der Führung sein müsse, für die neue Politik im e i g e n e n Lager Boden zu gewinnen, sie allmählich ebenso populär zu machen, wie bis jetzt ihr Gegenteil populär war. Hier liegt sogar das Entscheidende der ganzen Aktion und die Vorbedingung des Erfolges. Hier liegt aber auch die große Schwierigkeit für die Franzosen; denn, das dürfen wir nicht vergessen, Frankreich ist nun einmal der Sieger und fühlt sich als solchen, und es wird immer schwerer sein, dem Sieger den Nutzen einer Verständigung klarzumachen, als dem Besiegten. Wir haben bei einer Verständigung nichts zu verlieren. Wer aber drüben zur Nachgiebigkeit rät, der setzt sich dem Vorwurf aus, die Früchte des Sieges aus der Hand zu geben und dadurch einem neuen nationalen Unglück den Weg vorzubereiten.

Um so anerkennenswerter ist der moralische Mut, mit dem jetzt ein einflußreicher Teil der französischen Presse der praktischen Auswirkung der Berliner Besprechungen nähertritt. Eine erste Probe mußte die Art und Weise sein, wie über die Besprechungen selbst berichtet wurde. Und man darf gestehen, daß diese Probe gut bestanden wurde. Vor uns liegen zwei umfangreiche Artikel, welche „das katholische Leben", die bedeutendste populäre Wochenschrift der französischen Katholiken, den Berliner Besprechungen widmet. Wer es nicht anders woher schon wußte, der ersieht es aus diesen Artikeln, wie viele Einwendungen und Schwierigkeiten drüben noch zu besiegen sind, ehe die bessere Einsicht Allgemeingut werden kann. Aus der Art und Weise, wie sich hier die Teilnehmer und Förderer der Berliner Reise verteidigen, erkennt man, mit wie viel Mißtrauen diese Annäherungen einstweilen noch aufgenommen werden.

Da ist denn doppelt anerkennenswert der herzliche und sympathische Ton, in dem die Berichterstatter sich äußern. Nichts mehr von jener Bitterkeit, die früher jedes wärmere Wort in der Kehle erstickte, und vor allem nichts mehr von der Pose des Richters, der die Gnade hat, mit dem armen Sünder ein gnädiges Wort zu reden. An ihre Stelle ist wieder die Sprache getreten, wie sie nur wahre Achtung sprechen kann und die Liebe, die nach langer Trennung wieder das Herz des Bruders sucht. Man fühlt katholische Wärme, und dieses Gefühl wird es leicht machen, zu verhandeln, und wird sich selbst da als das Stärkere erweisen, wo der klügelnde Verstand noch Schwierigkeiten erhebt.

Am sympathischsten zeigt sich der spezifisch katholische Charakter dieser Annäherungsbestrebungen in der Behandlung, die das Blatt unseren Bischöfen, besonders dem an den Verhandlungen beteiligten Bischof Schreiber von Berlin, zuteil werden läßt. Hier wird der Ton so warm und ehrfurchtsvoll, wie man ihn sich nur wünschen kann. Das katholische Gefühl der mystischen Verbundenheit trägt hier einen offenbaren Sieg über alle nationalistischen Hemmungen davon. So sprechen Kinder vom Vater, wie hier L. A. Pagès von seinem Besuche in der Berliner Propstei berichtet! Unzweifelhaft, daß dieser Ton allein schon mehr bewirkt bei der Masse der Leser, als die eingehendsten sachlichen Erörterungen. Hier wird der Boden vorbereitet, auf dem sie stattfinden können. Man kann Gott nicht genug danken dafür, daß er uns in seiner Kirche das reale Fundament gegeben hat, das zu einer solchen Sprache berechtigt.

Die Aufgabe der deutschen, besonders der rheinischen Katholiken wird es nun sein, die neugewonnenen Beziehungen sorgsam zu pflegen. Ebenfalls in den Weihnachtstagen fand in Paris eine Besprechung zwischen den führenden katholischen deutschen, französischen, holländischen und spanischen Tagesblättern statt, um deren Zustandekommen sich besonders Konsul Stocky in Köln große Verdienste erworben hat. Zwischen dem deutschen Zentralbildungsausschuß, insbesondere zwischen den Facharbeitern auf dem Gebiete des Radio und des Kino, und den entsprechenden Organisationen des Auslandes ist seit den Tagen der „Pressa" eine fortwährende fruchtbare Zusammenarbeit im Gange. Hier hält Direktor Marschall (Köln) die Fäden in kluger Hand.

Andere Querverbindungen, wie diejenige zwischen der christlichen Arbeiterschaft, zwischen den katholischen Wissenschaftlern und zwischen der katholischen Jugend verstärken das erfreuliche Bild. Mögen die vielen Fäden langsam zu einem festen Seile zusammenwachsen, das die Katholiken der beiden Länder zusammenbindet! **„Ich glaube die Morgenröte einer wahrhaft neuen Zeit zu sehen", schließt Pagès seinen Bericht über seinen Besuch beim Berliner Bischof. Daß dieser Morgenröte bald der volle Tag folge, soll unser aller Arbeit und Gebet sein!**

pol.

Obschon sie nicht wußten, warum das so sein mußte, gehorchten sie blind. Gott will es, dachten sie, dann wollen wir es auch. Und sie taten alles genau so willig, als ob es etwas sehr Schönes gewesen wäre.

*

Nicht wahr, mein Kind, wie oft hast du schon die Mutter gefragt: „Warum? Warum soll ich einholen? Warum soll ich nicht mehr spielen? Warum soll ich dem Kleinen helfen?" Und ich höre so viele „Warum", daß mir die Ohren davon klingen.

Der ist nicht gehorsam, wie das Jesuskind es haben will, der noch lange fragt: Warum? Ein braves Kind gehorcht geschwind und fröhlich, wenn die Mutter des Morgens zur Kirche weckt und es ist noch so warm im Bett, wenn sie zu den Schulaufgaben ruft und das Spielen ist noch so schön. Wer aus Liebe zum Gotteskinde alles leicht und gern tut, was er tun muß, der ist gehorsam.

M. K.-D. †

Der hl. Franz von Sales.

Der heilige Franziskus hörte einmal von einem armen Sünder im Gefängnis, der zum Tode verurteilt war, aber nicht beichten wollte, weil er glaubte, seine Verbrechen seien zu groß, als daß sie verziehen werden könnten; er sei deshalb unfehlbar verdammt. Da der heilige Franziskus zu ihm kam, sprach derselbe, er sei eine Beute des Teufels und ein Schlachtopfer der Hölle. Der heilige Franziskus erwiderte: „Möchtest du nicht lieber die Beute Gottes und das Schlachtopfer des Kreuzes Christi sein?" „Ohne Zweifel", sagte der Gefangene, „aber Gott wird nichts zu tun haben wollen mit einem so abscheulichen Aas, wie ich bin." Da betete der Heilige im Herzen: „O Gott, gedenke deiner Barmherzigkeit von allezeit und deines Versprechens, den glimmenden Docht nicht zu löschen und das geknickte Rohr nicht zu brechen. Du willst ja nicht den Tod des Sünders, sondern, daß er sich bekehre und gerettet werde. Mach glücklich die letzten Augenblicke dieser armen Seele!" Nun redete er wieder zu dem Sünder: „Willst du dich denn nicht lieber Gott überlassen als dem Teufel?" Er sagte: „Freilich! Aber Gott mag nichts zu schaffen haben mit einem Menschen, wie ich bin."

Der Heilige sprach: „Gerade für solche Menschen wie du hat der ewige Vater seinen Sohn in die Welt geschickt und für schlimmere noch, wie für den Judas und jene, welche ihn gekreuzigt haben; denn Jesus Christus ist gekommen, zu retten die Sünder und nicht die Gerechten." Der Verbrecher sagte: „Ist es aber keine Unverschämtheit von mir, wenn ich mich an seine Barmherzigkeit wende?" Der Heilige antwortete: „Das wäre eine große Unverschämtheit, zu denken, daß seine Barmherzigkeit nicht unendlich sei, größer als alle Sünden, die man tut oder auch nur sich einbilden kann. Seine Barmherzigkeit überragt alle seine Werke und erhebt sich stets über seine Gerechtigkeit; ihr Thron hat zum Fußschemel unsere Armseligkeit."

Endlich fing in dem Sünder einige Hoffnung an aufzugehen wie eine schwache Morgenröte. „Aber", sagte er, „Gott wird mich eben doch verdammen; denn er ist gerecht." Der Heilige sprach: „Er wird dir verzeihen, wenn du zu ihm rufst; denn er ist barmherzig und hat jedem Gnade versprochen, der mit demütigem, reuigem Herzen darum bittet." „Nun wohl", sprach endlich der arme Mensch, „ich gehöre Gott, er mag mich verdammen, wenn es ihm gefällt." Endlich beichtete er mit vieler Bußfertigkeit und starb dann mit vollkommener Ergebung in den heiligsten Willen Gottes. Seine letzten Worte waren: „O Jesus, ich gebe und überlasse mich ganz an dich!"

Der heilige Franziskus sagte oft, es sei dem allmächtigen Gott nicht möglich, eine Seele ewig zu verdammen, welche vom Körper scheidet und ihren Willen dem Willen Gottes unterworfen hat.

Ein anderes Mal legte ein Sünder dem heiligen Franziskus eine Generalbeichte ab und zeigte viele Bußfertigkeit dabei. Der heilige Franziskus bezeigte ihm seine Zufriedenheit darüber. Der Sünder erwiderte aber: „Ihr sagt dies nur, um mich zu trösten; aber in Eurer Seele müßt Ihr gewiß einen so großen Sünder verachten." Der Heilige antwortete: „Da du losgesprochen bist, so wäre ich ein wahrer Pharisäer, wenn ich dich verachten wollte. Du kommst mir nun weiß vor wie der Schnee und gleich dem Naaman, da er aus dem Jordan stieg. Und im übrigen muß ich dich zweifach lieben: einmal betrachte ich dich als meinen Sohn, weil dir Gott so viele Liebe und Vertrauen zu mir gegeben hat; dann hat der allmächtige Gott dich aus einem Gefäß der Schande umgewandelt in ein Gefäß der Ehre und Heiligung. Zudem müßte ich nicht unmenschlich sein, wenn ich

nicht teilnähme an der Freude, welche jetzt bei den Engeln im Himmel ist über deine Bekehrung. Glaube mir, die Tränen, welche ich dich vergießen sah, haben in meinem Herzen dasselbe bewirkt, was die Wassertropfen, welche der Schmied in das Feuer spritzt; sie löschen es nicht aus, sondern machen die Flamme noch größer." Der Büßer ging nun so froh aus dem Beichtstuhl fort, daß er einem Freunde sagte, es sei ihm von da an das Beichten ein wahres Vergnügen geworden.

Alban Stolz.



Der heilige Franz von Sales. L. Cath.

Held ohne Denkmal

Nach einem Rettungserlebnis erzählt von Lilly Becker. (Schluß.)

Mit liebenswürdiger Fröhlichkeit vermandelt er den nachdenklichen Ernst des Abschiedes in heiteres Hoffen, und lange sehen wir ihn noch, uns an den Winkeln der steil abfallenden Serpentinenwindungen rückwärts wendend, dort oben in scharfer, dunkler Silhouette vergrößert gegen die glühende Helle der Bergluft stehen, wie er uns zuwinkt, so lange wir noch sichtbar sind.

*

Und dann kommt oben im Bergdorf der Winter, härter, schneereicher denn je. Längst sind die Tunnels von Haus zu Haus verschüttet. Längst zeigen nur noch die aus den offen gehaltenen Dachfächern blau aufsteigenden Rauchfahnen an, daß unter der Einförmigkeit des blendenden Weiß noch Leben atmet. Längst sind Telegraph und elektrische Kabel zerstört, und in den Häusern schwelen die Oellaternen. Klirrend kalte, blaue Wintertage reihen sich aneinander.

*

Die Bäuerin Antoinette gemeß eines Knäbleins in beißem, tagelangem Ringen, ihre fünf Kinder sind hinübergeturnt zu den Nachbarn. Rastlos und verängstigt wartet eine Nachbarin über den Kranken. In der Morgendämmerung ist Laternenschimmer über den Schnee gehuscht, ein leises Glöcklein hat geklungen, und dennoch ist göttlicher Königsgang in arme Behausung hinuntergeflogen. Eine Seele steht an der großen Scheidegrenze. Besorgt und wissend prüft der erfahrene Blick des Priesters das spitze, wachsgelbe Gesicht in den bunten Kissen, und nach kurzer Zeit schon kommt er ohne Ornat, mit Stärkungsmitteln und der Kampferspritze zurück. Ein heftiges Zwiegespräch hebt an in einer Ecke des Raumes, ein erregtes Flüstern der Wartefrau: „Der Arzt muß her. Ich — ich werde der Sache nicht mehr Herr." Das dauert nicht bis morgen."

Nochmals ein aufmerksames Prüfen des Pulses, dann geht der Pfarrer und ruft, von Tuke zu Tuke schreitend, einige der im Dorf zurückgebliebenen Männer und Burschen ins Pfarrhaus. Bald stehen im niedrigen Raum unter der schwelenden Oellampe die paar Kalkwüchsigen und Alten im kleinen Lachen von den derben Schuhen.

„Wer will den Weg hinunter wagen?"

„Wir wollten's wohl, aber es ist zwecklos, vollkommen zwecklos, Herr Pfarrer. Der Doktor ist ein hoher Fünfziger. Uns schlägt er den Gang sicher ab, daß ihn uns noch immer im Winter abgeschlagen."

„So werde ich selbst gehen. Auf mich wird er hören."

„Herr, es ist nicht ungefährlich," wagt der alte Schäfer.

„Ich kenn den Weg, mach ihn nicht zum ersten Mal — die Frau stirbt uns sonst — sechs Kinder — und der Mann nicht hier!"

„So laßt uns mitgehen!"

„Nein, ihr habt anderes zu tun! Hinauf zum Bergforst! Das Kommando soll zwei Soldaten mit einer Bahre euch zur Hilfe geben, daß wir, tut's Not, den Doktor tragen können. Ihr kommt mit nach. Ich habe zwei Stunden Vorsprung. Einmal am Malpas vorbei, kann ich die Schneehöljer anschnallen. Dann schaff ich's im ganzen in zweieinhalb Stunden bis hinunter. Ihr kommt mir entgegen. Geht alles gut, so treffen wir wieder zusammen, ehe die große Steigung beginnt." Kurz und bestimmt gibt der Pfarrer nochmals seine Anordnungen, wirft ein paar Zeilen für das Bergkommando auf das Notizblatt. Proviant wird verpackt. Letzte Ausrüstungsgegenstände und die Schneeschuhe werden herbeigeholt. In knapp einer halben Stunde sind sie marschbereit. Ein ernstes „Lasset uns beten!" erklingt. Dann trennen sie sich. Bergauf schreiten die Männer, bergab der Pfarrer.

Ich, dem die Dörfler später den Ausgang erzählt haben, kann mir denken, wie sich alles vollzogen hat. Des Pfarrers Blick streift die Bergschupfer ringsum. Gigantisch, drohend, dunkel, ragt linker Hand, das Tal nach Südwesten abschließend und stundenweit den Abfall der Längsschlucht begleitend, in steiler, unwegsamer Einförmigkeit das Mauerwerk des Mont Pourri. Eine Nebelhaube umlagert seine Spitzen, huscht durch den Blick des Pfarrers der sie bemerkt. Er wittert dem Winde entgegen, prüft den Himmel in der Runde. Es ist 10 Uhr morgens. Diese Wetterhaube dort oben! Wenn die sich nicht bald hebt? — Aber vorwärts! Steil gehts bergab. An verschneiten Stellen schlägt der Pickel Stufen, faßt vorsichtig die Tragfähigkeit des Schnees ab. Näher gehts dem Malpas zu. Schon flicht der Pfarrer unter sich die blauen Eisstalaktiten und Stalagmiten, die der Sturzbach wohl auf 50 Meter Breite bauste. Sein Auge leuchtet froher. Jenseits wird die Wegspur breiter, das Gelände weniger zerklüftet. Dort wird er die Schneehöljer, die jetzt als unbequeme Rücklast den Abstieg hindern, anschnallen und talwärts laufen können.

Wie eine jähe, junge Unternehmungsfreude wills ihn da überkommen. Die Wetterhaube um den Mont Pourri hat sich verdichtet, sinkt tiefer und tiefer. Er bemerkt es nicht, sieht nur vorwärts. Langsam beginnt das Ueberqueren des blauen Eisfeldes. Gigernde, mannshohe Zacken rechts über und neben sich, in steilem Absturz links unter sich. Fremdartige, mädchenhaft schöne, erstarrte Bewegung. So arbeitet er sich weiter, Stufen schlagend, an den Zacken Halt suchend. In turmendem, kühnem Schwung sie umspringend.

Schon hat er die Hälfte des Feldes hinter sich. Wieder rammt sich der Pickel tief ins Eis, prüft das Auge die Entfernung. Wieder wagt er den Sprung. — Da verhaken sich die Schneehöljer an einer seitwärts ragenden Zacke. In jähem Ruck reißt es ihn nach rückwärts. Die Spitze des Pickels löst sich aus dem Eisgrunde durch die Wucht des Anklemmens. Noch fand der Fuß keinen Halt auf glattem Grunde. Er gleitet. Der Körper schwankt, stürzt, und in mehrfachem sich Ueberschlagen sauft er willenlos die Steile hinunter, wohl 20 bis 30 Meter und mehr, bis er sich an einem Schneewall aufrafft, der einen Felsenvorsprung in meterdicker Lage umbaut.

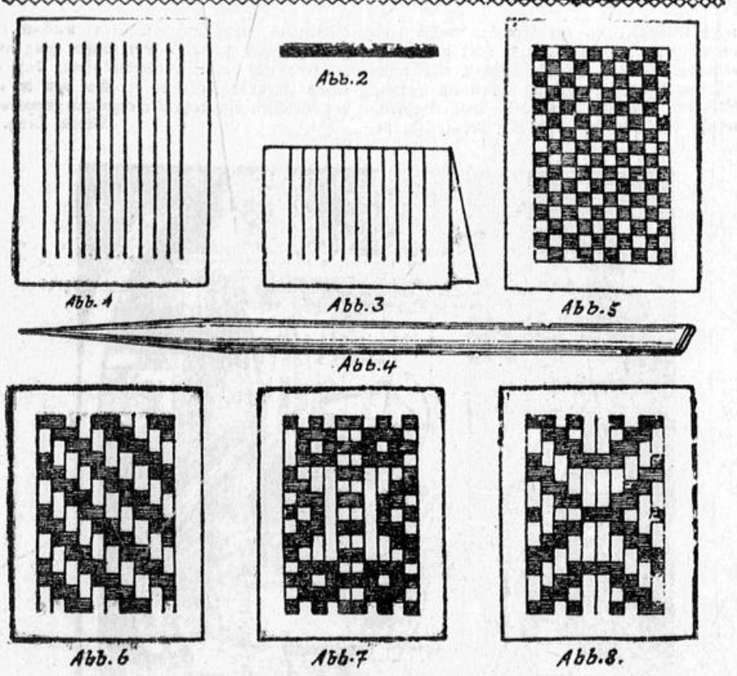
Nur langsam kommt der Gestürzte zur Besinnung. Langsam begreift er das Geschehene in einem jäh einsetzenden Tier an Schmerz, der Knie und Schenkel wie ein wütendes Tier anfällt. Mit blutenden Händen faßt er sein Lager ab. Es ist verhältnismäßig eben und bietet dem Körper Raum zum Liegen, aber der Versuch, sich aufzurichten, aufwärtszuschieben, die hemmenden Hölzer, die die Lage erschweren, abzuschnallen, mißlingt durch den bei jeder Bewegung neu einsetzenden, furchtbaren Schmerz. Wie ein totes Glied hängt das anscheinend mehrfach gebrochene Bein am Körper und gehorcht keinem Befehl des Gehirns mehr. Der Proviantbeutel mit Verbandzeug und Stärkungsmitteln ist beim Sturz im weiten Bogen abseits geschleudert worden und liegt unerreichbar für den Verunglückten.

Fieberhaft beginnt sein Gehirn zu arbeiten. Er rechnet und rechnet: Erst 1½ Stunden hat er Vorsprung. Noch können die Leute nicht vom Bergforst zurück sein. Zwei Stunden wird es im günstigsten Falle noch dauern, bis sie oberhalb der Unglücksstelle den Malpas überschreiten. Aber werden sie auf ihn aufmerksam werden? Sein Rufen hören? Herrgott — was tun?

Und nun kommt es vom Wetterloch des Mont Pourri herabgesaust — ein unheimlicher, pfeifender Ton wie aus weiter Ferne, immer näher, deutlicher, sirenenhaft anschwellend, bis er in langem Heulen das Tal erfüllt. Wie drohende Urweltswogen wälzen sich die Wolkenmassen, greifgelbe, dunkelblaue in jähem Wetterumschwung, die Felswände herunter. Dunkel wird es ringsum. Mit beißenden, feinen Eiskristallen fettigt sich die Luft. — Es ist der Auftakt zum Schneesturm.

Der Pfarrer weiß, was das bedeutet. Und da wächst es vor seinem Auge auf, drohend, dunkel, grausam, atemberaubend. — Mit harten Augen starrt es ihn an. Das ist nicht „Gefahr" in der er sich befindet, Gefahr, mit der man kämpfen kann. — Das ist es. das ist die Hoffnungslosigkeit, das Verlorensein, das ist — das Ende!

Er liegt und stammelt zu seinem Gott. Immer dunkler wird's um ihn her. Heulend rast der Sturm. Dichter und dichter wirft er den Schneestaub gegen den Wall, an dem der Verunglückte liegt. Der feine Puder deckt seinen Körper zu, füllt alle Fugen aus, bringt durch die Poren der Kleidung, umnebelt die warmen Glieder mit merkwürdig bannender, lähmender Kälte. Der Verunglückte fühlt keine Schmerzen mehr, verfucht nur immer wieder in verzweifeltem Ringen mit der Naturgewalt, das Gesicht frei zu halten von dem andrängenden, sich unbarmherzig neu häufenden, kalten Etwas, das ihn zu erstücken droht. Aber immer müder, gleichgültiger werden die Bewegungen der Arme, die kaum noch die Kraft finden, die sich auf ihnen ansammelnden Schneemassen abzuschütteln. Einmal glaubt er, Laute von Menschenstimmen über sich zu hören. Mit letzter Anspannung bäumt sich der Wille aus seelischer Traumhaftigkeit auf. Noch einmal gelingt es ihm, den Kopf zu heben, zu schreien, zu rufen. Aber der Sturm entreißt dem Klang der Worte jede Tragkraft. Wieder gleitet der Sterbende zurück in sein Träumen, in ein willenloses Gleiten und Schweben. — Und der Schnee wird rot um ihn. Ein flimmerndes Meer roter Flammen wogt und brandet.



Flechten.

Das Flechten macht Spaß. Es ist eine unterhaltsame und lehrreiche Beschäftigung für Knaben und Mädchen. Ihr könnt aus Papier allerlei hübsche Figuren und Bildchen flechten, könnt diese als Lesezeichen in eure Bücher legen oder als Schmuck auf den Umschlag kleben. Man kann sie auch, auf Pappdeckel geklebt, als Wandschmuck aufhängen.

Wir brauchen zu diesen Papierarbeiten zunächst Flechtblätter, Abbildung 1, und Flechtstreifen, Abbildung 2, verschieden gefärbt. Sie sind in einzelnen Papiergeschäften zu kaufen, wir können sie aber sehr gut und billiger selbst herstellen.

Wir schneiden die Blätter nach Abbildung 3 aus einem einmal gefaltenen Rechteck beliebiger Größe, etwa 8 Zentimeter breit, 12 Zentimeter lang oder 10 und 15, oder 12 und 18 Zentimeter usw. Da es nicht leicht ist, die Streifen der Blätter gerade und gleich breit zu schneiden, nehmen wir zweckmäßig zuerst weißes Papier mit Viereckeinteilung, sogenannten Häuschen. Nachdem wir uns aus andersfarbigem Papier entsprechend breite Streifen geschnitten haben, können wir mit dem Flechten, dem Einziehen der Streifen, beginnen.

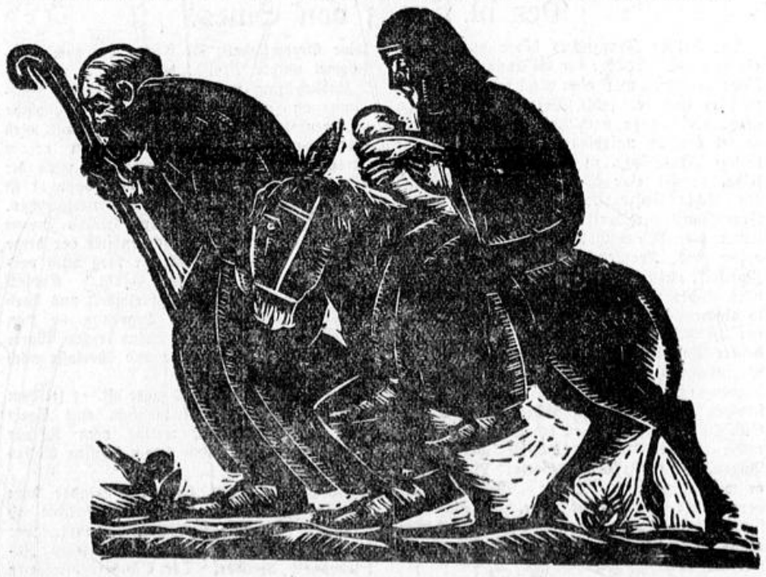
Um uns die Arbeit zu erleichtern, machen wir uns ein 15 Zentimeter langes, glattes Stöckchen, bleistiftbreit, halb so dick, vorn spitz, hinten mit einem Schlitz, worin man die Papierstreifen einklemmen kann. Dieses Stöckchen, Abbildung 4, können wir leicht zwischen den Flechtblattstreifen hindurchschieben und so den losen Streifen einziehen. Zuerst flechten wir nach Abbildung 5 immer einmal über, einmal unter, dann nach Abbildung 6 immer zwei über, zwei unter, zuletzt nach Abbildung 7 und 8, 1, 2, 3, 4 abwechselnd unter und über, wie die Muster es erfordern.

Nach Fertigstellung eines Flechtblattes klebt man zweckmäßig alle Enden auf der Unterseite fest.

Wer sich noch andere und schönere Muster ausdenkt, hat am meisten Freude und Nutzen von dieser Anleitung.

H. Lohnberg.





Flucht nach Aegypten.

H. Vollenbroich.

Da sie nun hinweggezogen waren, siehe, da erschien der Engel des Herrn dem Joseph im Schlafe und sprach: „Steh auf und nimm das Kind und seine Mutter und flieh nach Aegypten und bleib allda, bis ich dir's sage. Denn es wird geschehen, daß Herodes das Kind sucht, um es zu tölen."

Und er stand auf, nahm das Kind und seine Mutter bei der Nacht und zog fort nach Aegypten.

*

Sieh einmal, wie gehorsam der heilige Joseph war! Da mußte er mitten in der kalten Nacht aufstehen. Und die Gottesmutter mußte aufstehen und das Kindlein aufnehmen.

Und wegziehen mußten sie in ein wildfremdes Land, wohin sie nicht einmal den Weg kannten. Kaum konnten sie Milch für das Kind mitnehmen; denn der Esel konnte soviel nicht tragen.

Und doch murrten und jammerten die heiligen Eltern nicht, trotzdem sie wußten, daß auch noch die Soldaten des Herodes hinter ihnen waren.

Hätten sie da nicht denken können: Unser Kind ist doch Gott, es ist doch allmächtig; warum schickt es uns in die Fremde, wo wir kaum etwas zu essen finden?

Ja, gewiß, mancher hätte wohl so gedacht. Aber Joseph und Maria dachten nicht so.